

ROMAN KLEMENTOVIC

WÄRMER SCHULD

THRILLER



SPANNUNG

GMEINER



ROMAN KLEMENTOVIC

Immerschuld

ROMAN KLEMENTOVIC
Immerschuld

Thriller

SPANNUNG

GMEINER



Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Verspielt (2015), Immerstill (2016)

*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2017 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2017

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © chones / fotolia.com
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5431-8

Für meine Eltern
Andrea & Karl Klementovic

Wenn da nichts mehr ist, auf das du vertrauen kannst,
hör, was deine Angst dir rät!

Der Sommer, in dem er sein Schweigen brach, war jener des Jahres 2015. Es war »Der extremste Sommer der Messgeschichte« titelte eine der größten Tageszeitungen des Landes. Keine Ahnung, ob das wirklich stimmte. Tatsächlich aber überschritt die brütende Hitze an viel zu vielen Tagen das Maß des Erträglichen und strapazierte die Nerven und die Gesundheit der Menschen in weiten Teilen Europas. In Österreich waren Klimaanlagen vielerorts ausverkauft, Unternehmen gaben hitzefrei und nicht nur ältere Menschen litten unter Kreislaufproblemen. Ein Großteil der Arbeit ging langsamer vor sich als sonst, manche blieb gar liegen. Bauern beklagten schlechte Ernten, denn obwohl die Bewässerungsanlagen unaufhörlich liefen, dörrten ihre Felder zunehmend aus. Förster wiesen auf Waldschäden hin, im Asphalt der Straßen taten sich Risse auf, die bis heute nicht alle behoben wurden. Mancherorts wurde gar das Wasser knapp.

Inmitten all dieser Extreme passierte in Grundendorf etwas so Grauensvolles, dass es mir immer noch den Atem raubt, wenn ich nur daran denke. Alle dachten damals, dass es mit dem Schrecken endlich vorbei war. Sie glaubten sich in Sicherheit. Doch plötzlich, mit einem Schlag und über Nacht, war die Angst in unser kleines Dorf zurückgekehrt ...

ENDE MÄRZ

Die Ampel sprang auf Grün. Endlich. Ich trat mit voller Kraft auf das Gaspedal. Die Reifen drehten durch, quietschten, der Motor heulte auf.

Ich raste wie ein Verrückter, durfte keine Zeit verlieren. Wechselte ständig die Spur, um im dichten Wiener Frühverkehr voranzukommen. Adrenalin schoss durch meinen Körper. Ich war völlig panisch vor Sorge. Immerzu dröhnten mir die Sprachnachrichten durch den Kopf, die Verzweiflung in ihrer Stimme. Ich wusste, dass etwas Schreckliches passieren würde, wenn ich nicht rechtzeitig ankam.

Vor mir tauchte ein roter Golf älteren Baujahrs auf. Er trottete gemächlich dahin. Auf der rechten Spur ein Linienbus, noch langsamer.

Keine Chance zu überholen.

Oder doch?

Ich scherte kurzerhand nach links aus. Über den flachen Bordstein auf die Straßenbahngleise. Dort zog ich an den beiden Fahrzeugen vorbei. Schaffte es gerade noch rechtzeitig zurück auf die Fahrbahn, bevor mich die entgegenkommende Straßenbahn rammte.

Wildes Gebimmel. Schrilles Hupen.

Keine Zeit, mich darum zu kümmern.

Ein paar Wagenlängen vor mir sprang die nächste Ampel auf Rot. Ich hielt die Luft an und gab Vollgas. Aus dem Augenwinkel sah ich einen Wagen von rechts auf mich zurasen. Zu spät, um zu bremsen. Erneutes Gehupe. Reifenquietschen. Ich spannte jeden Muskel meines Körpers an,

biss mit aller Kraft die Zähne zusammen. War mir sicher: Jeden Augenblick würde er mich rammen. Gleich. Jetzt.

Doch nichts passierte.

Ich schaffte es tatsächlich heil über die Kreuzung.

Ich schrie. Musste lachen. Für den Bruchteil einer Sekunde stieg so etwas wie Euphorie in mir hoch. Doch sofort kam die Anspannung zurück. Die Angst.

Ich lenkte den Wagen mit einer Hand. Griff mein Handy und wählte erneut ihre Nummer. »Komm schon!«, murmelte ich vor mich hin. »Bitte geh ran!«

Doch sie hob nicht ab. Nach ein paarmal Läuten erklang schon wieder nur die metallische Stimme am anderen Ende der Leitung: *Willkommen in der Mobilbox der Nummer Null, Sechs, ...*

Ich legte auf. Wollte sie noch einmal anrufen, vertippte mich jedoch, und das Feld zum Schreiben einer SMS öffnete sich. Das konnte doch nicht wahr sein! Ich wurde immer hektischer, vertippte mich wieder, dann schaffte ich es endlich.

Erneut läutete es. Einmal, zweimal, dreimal ... Es kam mir wie eine Ewigkeit vor.

»Bitte nimm ab!«

Willkommen in der Mobilbox der Nummer Nu...

»Verdammt!«

Ich warf das Handy auf den Beifahrersitz und schlug immer wieder mit der flachen Hand auf das Lenkrad ein. Dabei driftete ich mit dem Wagen nach links und schlitterte beinahe in ein parkendes Auto. Ich riss das Steuer nach rechts um und überholte einen dunkelgrauen Family-Van in erster Spur.

Nach einer Rechtskurve war das Haus, in dem sie wohnte, in der Ferne zu sehen. Der fünfstöckige Altbau lag in der Sonne, die gelbe Fassade strahlte.

Doch vor mir stockte der Verkehr erneut. Schon wieder eine rote Ampel. Keine Chance, an den anderen Fahrzeugen vorbeizukommen. Ich sprang auf die Bremse. Mein Oberkörper drängte vor, der Gurt schnitt mir in die Brust, ich kam gerade noch rechtzeitig zum Stehen.

Das Reifenquietschen hatte alle Blicke auf mich gezogen. Ein Kerl im Wagen neben mir zeigte mir den Vogel. Ich kümmerte mich nicht darum. Starrte immerzu auf das kreisförmige rote Licht, das einfach nicht erlöschen wollte.

Das Handy war vom Sitz gerutscht und lag irgendwo auf dem Boden. Ich streckte mich hinüber, tastete danach, doch ich konnte es nicht finden.

Die Ampel wurde grün.

Die Autos vor mir fuhren an, viel zu langsam. Ich hupte, niemand wich aus. Ich fluchte, drängte mich zwischen ihnen hindurch. Stieg aufs Gaspedal. Die nächste Kreuzung überquerte ich bei Dunkelorange.

Und dann hatte ich es endlich geschafft.

Vor ihrem Haus hielt ich in erster Spur. Ich stieß die Tür auf, ohne vorher in den Rückspiegel zu schauen. Ein vorbeirasender schwarzer Mercedes rammte beinahe die offen stehende Tür. Der Fahrer riss seinen Wagen aber gerade noch rechtzeitig nach links. Haarscharf entging er dabei einer Kollision mit einem anderen Auto. Alles ging so schnell. Ich bekam gar nicht mit, wie gefährlich es gewesen war.

Ich warf die Tür zu, drängte mich zwischen zwei parkenden Autos hindurch. Rannte fast eine Frau mit Hund an der Leine über den Haufen. Dann war ich endlich vor ihrer Eingangstür.

Gehupe in meinem Rücken. Flüche. Hundegebell.

Ich streckte die Hand aus, wollte gerade die Klingel drü-

cken. Mein Finger nur wenige Zentimeter von diesem verdammten Knopf entfernt.

Da ertönte ein ohrenbetäubender Knall hinter mir. Metall knirschte. Glas splitterte. Die Alarmanlage eines Autos sprang an.

Ich fuhr zusammen. Riss instinktiv die Arme vors Gesicht und stemmte mich gegen die Hauswand.

Schreie um mich herum. Panik.

Ich öffnete die Augen. Wagte einen Blick hinter mich.

Da sah ich sie. Auf dem Dach eines parkenden Autos.

MONTAG, 13. JULI

Ich blickte zwischen den Baumwipfeln hindurch in den wolkenlosen Himmel empor. Obwohl es noch früh am Morgen war, strahlte die Sonne schon so kräftig, dass ich meine müden Augen mit der Hand abschirmen musste. Fünf, nein sechs Kondensstreifen, die einander wild kreuzten und sich langsam auflösten. Von irgendwo weit entfernt war das Brummen eines weiteren Flugzeugs zu hören, doch ich konnte es nicht entdecken. Schnell wurde es von dem Grillengezirpe übertönt, das immer lauter und aufgeregter zu werden schien. Es mussten sich Hunderte, wenn nicht Tausende von den Insekten um uns herum verschanzt haben.

Und dann war da noch das hektische Summen der Mücken und Fliegen.

Ich senkte meinen Blick, ließ ihn durch den Wald und all das regungslose, staubtrockene Gestrüpp streifen. Suchte nach einem Schatten, der da nicht hingehörte, einem Farbklecks, einer Bewegung. Nach irgendetwas. Denn je länger ich darüber nachdachte, desto sicherer war ich mir, dass wir nicht alleine da draußen waren. Ich glaubte, einen stechenden Blick auf meiner verschwitzten Haut zu spüren. Doch ich konnte niemanden ausfindig machen.

Die kratzige Stimme des alten Horvat drang allmählich wieder zu mir durch und riss mich aus meinen Gedanken: »Patrick?«

Der örtliche Förster hatte meinen Namen in die Länge gezogen und fuchtelte mit seinen Händen vor meinem Gesicht herum, um mich aus meiner Lethargie zu reißen. Doch er wurde von einer lästigen Fliege abgelenkt, die er

nun zu verscheuchen versuchte. Ein hoffnungsloses Unterfangen.

Ich begann gedanklich wieder abzuschweifen.

Doch da klatschte der alte Horvat sich auf den nackten Unterarm und fluchte: »Verfluchtes Biest.« Eine Mücke hatte ihn gestochen und das zermatschte Tier klebte nun blutverschmiert auf seiner Haut. Er versuchte es am Stoff seiner kurzen Hose abzuputzen, murmelte dabei weitere Flüche in sich hinein. Währenddessen schwirrte die Fliege weiter vor seinem Gesicht herum.

Sein Sohn Valentin, der etwa in meinem Alter war, also Anfang 30, stand einen Schritt hinter ihm. Er war in so ziemlich jedem äußerlichen Aspekt das genaue Gegenteil seines Vaters – also schlank, fast schon dürr, groß gewachsen, hatte dichtes blondes Haar und ein kantiges Gesicht mit leicht eingefallenen Wangen. Doch trotz der vielen Unterschiede konnte man auf den ersten Blick sehen, dass man Vater und Sohn vor sich hatte. Vermutlich lag das an ihren dunklen, tief sitzenden und eng zusammenliegenden Augen.

Valentin stand das Grauen ins Gesicht geschrieben.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte mich der alte Horvat.

Ich nickte kaum merklich, war geistig aber immer noch nicht ganz bei ihnen. Mir brummte der Kopf, meine Augen brannten und mein Verstand arbeitete nur sehr schwerfällig. Ich war hundemüde.

Die letzte Nacht war, wie so viele in den vergangenen Monaten, trotz der Schlaftabletten und des Alkohols ein einziger Albtraum gewesen. Immer wieder war ich aus meinem hauchdünnen Schlaf erwacht, weil ich geglaubt hatte, Geräusche zu hören und von Dämonen und sich bewegenden Schatten umzingelt zu sein. Dabei hatte es sich nicht wie richtiges Wachsein angefühlt, sondern viel mehr wie

ein alptraumverklebtes Wandeln zwischen zwei Welten. Die Grenze zwischen Traum und Realität war schwammig und nicht eindeutig auszumachen gewesen. Bis auf einmal zumindest. Denn unter allen Geräuschen war da eines gewesen, von dem ich am ehesten dachte, dass es tatsächlich da gewesen war: Das Quietschen der Hintertür. Keine Ahnung, ob es durch das Öffnen oder Schließen ausgelöst worden war, aber ich war vor Schreck im Bett hochgefahren und hatte in die Dunkelheit gestarrt.

»Hallo?«, hatte ich gerufen, aber aus dem Haus war keine Antwort gekommen. »Ist da wer?«

Wieder nichts.

Ich hatte mich überwunden, war aus dem Bett gekrochen und barfuß durchs Haus geschlichen. Hatte die Hintertür inspiziert. Doch die war verschlossen gewesen. Danach hatte ich alle Räume abgesucht. Hatte die ganze Zeit über befürchtet, Konturen im Halbdunkel auszumachen, die da nicht hingehörten. Doch zum Glück hatte ich niemanden gefunden und zehn Minuten später war ich zur Überzeugung gelangt, dass ich mich wohl getäuscht und mir das Quietschen eingebildet haben musste. Ich war zurück ins Bett gekrochen, hatte jedoch lange Zeit nicht wieder einschlafen können. Eine seltsame Unruhe hatte sich in mir ausgebreitet und es hatte eine Stunde oder länger gedauert, bis sie sich so weit gelegt hatte, dass ich in einen weiteren verschwitzten Albtraum abgedriftet war.

Sehr wahrscheinlich hätte ich heute keinen Gedanken mehr an das Quietschen in der Nacht verschwendet, hätte ich kurz zuvor nicht feststellen müssen, dass mein Wagen verschwunden war. Ich konnte es mir beim besten Willen nicht anders erklären, als dass er gestohlen worden war. Ich versuchte mich zu erinnern, wann ich ihn zuletzt

hinterm Haus gesehen hatte. Doch so sehr ich mich auch anstrengte, ich kam einfach nicht darauf. Es musste schon einige Wochen her gewesen sein.

»Patrick!« Der alte Horvat packte mich am Oberarm, rüttelte mich und erst jetzt war ich zurück im Hier und Jetzt. Zurück am Rande dieses kleinen Waldstücks nahe Grundendorfs. Augenblicklich stieg mir wieder der süßliche Fäulnisgeruch in die Nase und ich musste gegen die aufkommende Übelkeit ankämpfen.

»Geht's dir gut?« Er schnaufte und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Sein Kopf war knallrot, eine dicke Ader, die wie ein fetter Wurm aussah, trat an seiner linken Schläfe hervor. Die Hitze machte dem schwer übergewichtigen 60-Jährigen ganz offensichtlich zu schaffen.

»Ja«, antwortete ich und hoffte, mit einer lässigen Handbewegung seine Sorgen wegwischen zu können.

Doch er wartete auf eine Fortsetzung.

»Ich ... alles in Ordnung.« Ich seufzte und rieb mir mit beiden Händen das Gesicht.

»Du siehst nicht gut aus, wenn ich dir das sagen darf.«

Er wandte sich zu seinem Sohn um, der bestätigend mit dem Kopf nickte. Valentin sprach nicht, niemals. Weshalb, wusste ich nicht. Ich glaube, niemand in Grundendorf wusste es. Es war einfach so.

»Ich ... ich hab nur wenig geschlafen letzte Nacht«, antwortete ich.

Der alte Horvat nickte, als ob er verstand.

Ich machte mir nichts vor, wusste ganz genau, dass sowohl in Grundendorf als auch im Nachbarort Obermarch getratscht wurde. Und mit Sicherheit auch in allen umliegenden Dörfern. Immerhin waren mein Name und

mein Gesicht in ganz Österreich in den Fernsehnachrichten zu sehen gewesen. Die furchtbaren Ereignisse des letzten Winters hatten es sogar in Deutschland bis in die größten Tageszeitungen geschafft. Ganz bestimmt glaubten alle, über mich Bescheid zu wissen. Mich zu kennen. Zu wissen, wie es mir ging.

Doch sie hatten keine Ahnung!

»Wer zum Teufel tut so etwas?«, murmelte der alte Horvat und blickte kopfschüttelnd zu Boden.

Auf den Kadaver, den sein Sohn und er zuvor gefunden hatten, und der, obwohl er nur etwa einen Meter vom Wegrand entfernt lag, aufgrund des hohen Grasses und des Gestrüpps leicht zu übersehen gewesen wäre. Unzählige Fliegen tummelten sich um ihn herum und ihr Summen wurde immer lauter – fast so, als wollten sie uns sagen: *Ver-schwindet, wir haben ihn zuerst gefunden!*

Der pechschwarze Hund – ich schätzte, dass es ein Labrador war – konnte noch nicht lange hier draußen liegen. Die Augen waren zwar von Parasiten befallen, allerdings noch nicht zu einem matschigen Brei geworden. Das Fell war schmutzig, verfilzt und blutverschmiert. Ungeziefer labte sich daran und immer mehr Tiere krochen über den ausgedörrten Waldweg, dessen Erde rissig war, heran. Am gesamten Körper des Tiers klafften weit offene Wunden, aus denen das verfaulte Innere quoll. Auf den ersten Blick sah es so aus, als wäre es mit einem Messer massakriert worden, vielleicht auch mit einer Axt oder etwas Ähnlichem. Ein paar Bissspuren von anderen Tieren, die sich an dem Kadaver genährt hatten. Ein Bein stand in einem unnatürlichen Winkel ab, mit Sicherheit war es gebrochen.

Doch da war noch etwas, das mir erst jetzt auffiel.

»Was ist?«, fragte der alte Horvat.

Ich konnte spüren, wie Valentin und er sich in meinem Rücken neugierig nach vorne streckten.

Ich antwortete nicht. Die Schnauze des Tiers hatte meine volle Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich ging näher ran und in die Hocke. Meine Knie knacksten dabei.

»Was hast du, Patrick?«

»Wartet«, antwortete ich und brach einen Zweig von dem Busch gleich neben dem Hund.

Die Insekten drehten völlig durch, als ich dem toten Tier damit in der Schnauze herumstocherte. Hektisch hetzten sie in alle Richtungen, unzählige Viecher flogen mir um die Ohren. Ich versuchte sie mit der freien linken Hand zu verscheuchen, doch ich war machtlos, es waren einfach zu viele. Eine Mücke stach mich in den Nacken.

»Was zum Teufel machst du da, Patrick?«, fragte der Alte mit einer Mischung aus Neugierde und Ekel in seiner Stimme.

»Siehst du das nicht?«, antwortete ich und stocherte weiter.

»Nein, was ...?« Er kam näher ran. »Um Gottes willen!«

Jetzt hatte auch er es gesehen und er gab einen Laut von sich, der vermuten ließ, dass er kurz davor war, sich zu übergeben. Er presste sich die flache Hand auf den Mund und wich ein paar Schritte zurück.

Dem armen Hund waren alle Zähne gerissen worden.

Ich warf den Zweig, so weit ich konnte, in den Wald hinein und hoffte, damit auch das grauenvolle Bild loszuwerden. Ich ahnte jedoch, dass es mir wohl für immer bleiben würde.

Ich erhob mich, begleitet von einem abermaligen Knacksen meiner Knie. Das aufkommende Schwindelgefühl versuchte ich zu verdrängen, indem ich tief durchatmete und

mir Daumen und Zeigefinger auf die zusammengekniffenen Augen presste. Es half kaum.

Valentin war einen weiteren Schritt zurückgewichen und starrte zu Boden, auf irgendeinen Punkt vor seinen Schuhspitzen. Wahrscheinlich unbewusst tastete er mit der linken Hand die deutlich zu erkennenden Kratzspuren auf seinem rechten Unterarm ab.

Der alte Horvat hatte seinen Hut abgenommen und rieb sich seinen kahlen, verschwitzten Schädel. Seine Wangen leuchteten rot. Das olivgrüne Hemd war völlig verschwitzt, der dunkle Fleck unter seinen Armen reichte hinab bis zum Hosenbund, an dem ein abgewetztes Ledertäschchen mit seinem Handy steckte. Unter den Hosenbeinen, die ihm bis zu den Knien reichten, kamen zwei weiße, spindeldürre Waden hervor, die so gar nicht zu seinem restlichen voluminösen Körper passen wollten.

»Perverses Arschloch ...«, murmelte er. »Wenn ich den in die Finger kriege, dann ...« Er überließ die Konsequenz meiner Fantasie.

Sein Sohn starrte immer noch zu Boden. Als er zu mir aufsaß und bemerkte, dass ich ihn dabei beobachtete, wie er an seinen Kratzern heruntastete, hörte er augenblicklich damit auf. Irgendetwas huschte über sein Gesicht, ich wusste es nicht zu deuten. Noch nicht.

Eine weitere Mücke stach mich und ich fragte mich, was ich hier überhaupt machte. Ich wollte einfach nur nach Hause. »Du hättest die Polizei rufen sollen«, sagte ich deshalb an den alten Horvat gewandt.

»Du bist die Polizei.«

»Nicht mehr, das weißt du ganz genau.«

»Blödsinn!«

»Du hättest den Wimmer ...«

»Den Wimmer, ich bitte dich! Der kann doch froh sein, wenn er sich auf dem Weg zum Klo nicht verläuft.«

»Das ist nicht mein Problem.«

»Ist es wohl und das weißt du genauso gut wie ich.«

»Aber ...«

»Die taugen doch alle nichts.«

»Das sind gute Männer ...«

»Dass ich nicht lache.«

»Du solltest mit Lukas reden, er kann ...«

»Patrick, ich bitte dich«, unterbrach er mich und brachte mich damit zum Schweigen. Mir fehlte die Kraft, ihm zu widersprechen. Außerdem hätte es keinen Zweck gehabt.

Seit dem letzten Winter war der Ruf der örtlichen Polizei nicht gerade der beste, das Vertrauen in meine ehemaligen Kollegen wohl für immer verloren. Selbst in Lukas, meinen ehemaligen Partner. Und das, obwohl er ein verdammte guter Mann war.

Man hatte Sündenböcke gebraucht, warf ihnen vor, über drei Jahre hinweg nicht die geringste Spur von den beiden vermissten Jugendlichen Linda und Markus gefunden zu haben. Man führte das auf Unfähigkeit, mangelnde Motivation und schlechte Führung zurück. Womit wir bei Herbert Wimmer wären – er leitete als Postenkommandant die Polizeiinspektion in Grundendorfs Nachbarort Obermarch. Das Versagen der Behörden war schnell zu seinem geworden. Ich hingegen war in den Medien als Held dargestellt worden, der einen der grausamsten und mysteriösesten Fälle der österreichischen Kriminalgeschichte hatte aufklären können. Dabei war ich nur zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen und wünschte mir seitdem nichts sehnlicher, als dass alles ganz anders passiert wäre. Egal wie oft ich Reportern zu erklären versucht

hatte, dass es nicht mein Verdienst gewesen war, die Zeitungen, Fernseh- und Radiosender hatten in mir den Helden gefunden, den sie gebraucht, und nur das gehört, was sie gewollt hatten. Dementsprechend schlecht war Wimmer seitdem auf mich zu sprechen. Und so viel ich mitbekommen hatte, nach meinem Abgang auch auf Lukas – mitgehangen, mitgefangen.

Mittlerweile war Valentin erneut einen Schritt näher an uns herangekommen. Der alte Horvat hatte seinen Hut wieder aufgesetzt und die Hände in die Hüften gestemmt. Nachdenklich kaute er an seiner Unterlippe.

Ein paar Sekunden betrachteten wir das tote Tier schweigend.

Irgendwann sagte er: »Also, ich weiß nicht, aber ... sieht der nicht aus wie der Hund von deinen Großeltern?«

Mein Blick glich wohl einem riesengroßen Fragezeichen. Vermutlich lag auch meine Stirn in Falten, so wie sie das immer tut, wenn ich grüble oder verwundert bin.

»Meinst du nicht?«, hakte er nach.

»Meine Großeltern haben einen Hund?«

»Mein Gott, Patrick«, sagte er und schüttelte den Kopf.

»Du gehst wirklich nicht mehr viel aus dem Haus, was?«

»Ich ... na ja, weißt du ...«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, er hatte absolut recht. Ich hatte keine Ahnung, dass meine Großeltern sich einen Hund angeschafft hatten. Ich hatte sie, wie so viele andere Menschen, sicher schon seit Monaten nicht mehr gesehen – und das, obwohl sie ebenfalls in Grundendorf wohnten. Ich hatte es mir zwar öfter vorgenommen, doch irgendwie hatte ich mich bisher nicht dazu durchringen können, bei ihnen vorbeizuschauen oder ihnen die Tür zu öffnen. Ich hatte niemanden sehen, nichts hören und auch

nicht reden wollen. Wollte einfach nur in Ruhe gelassen werden.

Aus den Tiefen des Waldes drang ein leises Knacksen. Ein Zweig oder ein kleinerer Ast, der gebrochen war.

Wahrscheinlich ein Tier, dachte ich mir.

Doch in mir hatte sich erneut das Gefühl geregt, dass wir nicht alleine da draußen waren. Ein Frösteln lag in der Luft, trotz der Hitze. Ich lauschte angespannt, suchte abermals den Wald nach irgendetwas oder irgendjemandem ab, der da nicht hingehörte. Doch wieder konnte ich niemanden entdecken.

Dem alten Horvat schien das Knacksen gar nicht aufgefallen zu sein. »Also, Patrick ... wenn ich so darüber nachdenke ... ich bin mir sogar ziemlich sicher, dass es der Hund deiner Großeltern ist«, sagte er. »Schon einige Zeit her, vielleicht drei, vier Wochen oder so. Aber ich bilde mir ein, sie mit genau so einem Labrador im Ort gesehen zu haben.«

Ich hatte keine Ahnung, was ich davon halten sollte. Konnte er recht haben?

»Was sagst du?«, wandte er sich an seinen Sohn. »Das ist doch ihr Hund, oder?«

Valentin antwortete mit einem schiefen Nicken, das man am ehesten als »Ich glaube schon« interpretieren konnte.

Ich blickte erneut auf den geschändeten Kadaver hinab und hoffte dabei inständig, dass die beiden sich täuschten. Es war wohl das Letzte, was ich nun gebrauchen konnte. Denn wer auch immer das Tier getötet hatte, er musste außer sich vor Wut gewesen sein. Kein normaler, gesunder Mensch hätte so etwas übers Herz gebracht. Es bedeutete nichts Gutes.

Während wir drei schwiegen, umgab uns das Fliegen-summen. Hoch über uns erklang erneut das Brummen eines

Flugzeuges, das einen weiteren Kondensstreifen über den Himmel zog.

»Und, was sagst du? Was sollen wir jetzt machen?«, unterbrach der alte Horvat das Schweigen und meinte damit: Also, Patrick, kümmere dich gefälligst darum!

»Die Polizei informieren!«, hätte ich ihm antworten sollen. »Auch wenn das tatsächlich der Hund meiner Großeltern sein sollte, ist das nicht meine Aufgabe. Ich bin kein Polizist mehr!«

Ich fragte mich, weshalb ich seiner Bitte überhaupt nachgegangen und mit ihm hier rausgekommen war. Immerhin hatte ich selbst genügend Probleme am Hals. Ich hätte mit den Schultern zucken, mich zu Hause einschließen, die Jalousien hinunterlassen und ein paar von diesen weißen Wunderpillen nehmen sollen, mit deren Hilfe ich in der Regel zumindest ein wenig Schlaf fand. Mich um meinen geklauten Wagen kümmern und Anzeige erstatten. Ich hätte auf mein Bauchgefühl hören sollen.

Vielleicht wäre dann alles ganz anders gekommen.

Vielleicht wäre im Verborgenen geblieben, dass der Teufel schon viel länger, als wir alle gedacht hatten, sein Unwesen in Grundendorf trieb.

Doch stattdessen seufzte ich und sagte: »Was soll's, ich werd mich darum kümmern. Kannst du mich zu ihnen fahren?«

In der Werbung wird das sommerliche Marchfeld in etwa so dargestellt: Der Himmel tiefblau, kaum eine Wolke zu entdecken – und wenn doch, dann sind sie so klein und strahlend weiß, dass sie wie Wattebäusche aussehen. Die tief stehende Sonne strahlt und taucht die Landschaft in ein prächtiges Sommerbunt. Die Weizenfelder liegen golden da, durchzogen von feuerrotem Klatschmohn und Sonnenblumen in satten Gelb. Ab und zu ein saftiger Windschutzgürtel in den verschiedensten Grüntönen, dessen Blätter im lauen Lüftchen rascheln. Unzählige Vögel zwitschern ihre fröhliche Melodie, zwei Hasen sprinten um die Wette, ein Reh sieht ihnen aus der Ferne dabei zu. Irgendwo tuckert ein orangefarbener Traktor auf einem Feldweg dahin und ein glücklicher, braun gebrannter Bauer winkt aus dem Führerhaus. Auf dem Acker daneben eine bäuerliche Großfamilie bei der Spargelernte – auch wenn die Erntezeit dafür schon längst vorüber ist. Sie lachen, sind stolz, haben eine schöne Zeit.

Lisa hatte bei solchen Bildern immer laut geseufzt.

Und mir ging es zunehmend wie ihr.

Es war doch alles bloß eine Lüge.

In der Werbung wird kein Wort über die Milliarden und Abermilliarden Mücken verloren, die jeden Sommer über die Region entlang der March, einem kleinen Fluss, der sich an der ostösterreichischen Grenze entlangschlängelt, hereinfallen. Davon, dass sie es einem an besonders schlimmen Tagen unmöglich machen, sich im Freien aufzuhalten. Auf den bunten Bildern sieht man das Gift nicht, das über den

Äckern versprüht wird. Das sich im Gemüse und im Erdboden einnistet, vom Wind in die Gärten der Menschen getragen wird und in die Sandkisten der Kinder. Man erfährt nichts von den fehlenden Arbeitsplätzen, dem Aussterben der Bauern und Betriebe und der Abwanderung der jungen Menschen. Davon, dass es, als ich noch ein Kind gewesen war, vier Gast- und Kaffeehäuser in meinem Heimatort Grundendorf gegeben hatte und dass mittlerweile das offizielle gastronomische Monopol bei der Kantine des Fußballvereins lag, die nur an zwei Abenden in der Woche geöffnet hatte. Das Shopping-Angebot wurde von einem verbeulten Zigarettenautomat abgerundet, der sich nicht selten weigerte, die Glimmstängel trotz des korrekt eingeworfenen Betrags auszuspucken. Zum Glück war ich Nichtraucher. Der einzige Geldautomat Grundendorfs war aufgrund zu hoher Betriebskosten abmontiert worden und nun klaffte ein Loch in der Fassade des Bankhauses, das an nur zwei Nachmittagen in der Woche geöffnet hatte.

Auch wenn es niemand so recht wahrhaben wollte: Grundendorf lag im Sterben.

Wir hatten das kleine Wäldchen, in dem der tote Hund lag, hinter uns gelassen und fuhren eine schmale, holprige Schotterstraße entlang, die ins knapp einen halben Kilometer entfernte Grundendorf führte. Dabei strahlte die Sonne bereits so kräftig, dass sie den Himmel in ein gleißendes Weiß färbte, das nicht schön war, sondern einfach nur blendete. Ich fluchte in Gedanken und musste meine Augen zusammenkneifen, um überhaupt etwas erkennen zu können. Keine Ahnung, wo meine Sonnenbrille abgeblieben war. Den bisherigen Sommer hatte ich kaum das Haus verlassen und im abgedunkelten Wohnzimmer hatte ich keinen Gedanken an sie verschwendet.